

André
Kaminski
Schalom
allerseits

Tagebuch einer
Deutschlandreise

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1637

Am Anfang war ein Buch: *Nächstes Jahr in Jerusalem*, ein Roman, mit dem André Kaminski gewissermaßen über Nacht bekannt wurde, eine Geschichte, die mit ihrer originellen Komik und mit ihrem so ernsten Hintergrund die Leser begeisterte. Eine Lesereise führte den jüdischen Autor zum ersten Mal in das Land mit der unrühmlichen jüngsten Vergangenheit. 102 Städte in 65 Tagen. Und er führte ein Tagebuch über die Erfahrungen bei seinen Besuchen auf all den Stationen zwischen Neumünster im Norden und München im Süden.

»Es ist, als habe der Jude, der nach Deutschland kommt, eine Art zweites Gesicht. Er sieht hinter die Oberfläche von Freundlichkeit und Anerkennung . . . Er stößt auf gutgemeinte, aber beschönigende Gedenktafeln, vermißt aber den Hinweis auf einen deutschen Widerstand, den es nicht gegeben hat; er sieht sich mit Philosemitismus konfrontiert, aber auch mit viel ehrlicher Bereitschaft, zu verstehen, was geschehen ist. ›Sie schlagen dich mundtot mit ihrem Applaus‹, sagt ihm einer zum Schluß der Reise. ›Im Gegenteil, ich werde schreiben‹, hat ihm André Kaminski geantwortet. Er hat es getan. Zum Glück.«

Die Weltwoche

André Kaminski
Schalom allerseits

Tagebuch einer
Deutschlandreise

Suhrkamp

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1989

suhrkamp taschenbuch 1637

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1987

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

Insel Verlags, Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38137-3

Für Doris

Im März 1986 mußte ich mich entscheiden. Fahren oder nicht fahren. Kein guter Monat. Im März wurde Caesar ermordet. Die Iden des Märzen. Wie sagt man eigentlich? Des Märzen, des März, des März – oder noch anders? Ein Schriftsteller will ich sein und weiß nicht einmal, wie man März dekliniert. Kurz, ich war zerrissen. Fahren oder nicht fahren. Mein Roman war erschienen und gefiel. Vom ersten Tag an. Die Buchhändler wollten mich haben. Ich sollte lesen bei ihnen. In 102 deutschen Städten. Sie wollten mich dem Publikum vorstellen; denn ich war noch unbekannt. Noch. »Lesungen« sollte ich veranstalten. Das ist der Fachausdruck. Schrecklich. Wie veranstaltet man Lesungen? Man räuspert sich. Man blickt bedeutungsvoll im Kreis herum. Man fixiert eine alte Dame, und dann geht es los. Nein. So nicht. Erst muß man wissen, was man anzieht. Was für einen Anzug? Was für eine Krawatte? Was für Schuhe? Eine Lederjacke müßte ich kaufen. Berühmte Leute tragen Lederjacken. Und Schlapphüte. Lächerlich – ich würde das nicht mitmachen. Dann bliebe ich lieber zu Hause. Dabei bin ich – schon mein Vater hat das behauptet – ein Schmierenschauspieler. Es macht mir Spaß, Menschen zum Lachen zu bringen. Und zum Weinen. Aber das Drum und Dran würde mich doch krankmachen. Jeden Abend in einem anderen Bett. Und in einem anderen Hotel. Nein, danke. Aber es gab noch einen gewichtigen Grund, in Zürich zu bleiben. Meine Mutter war krank. Ein geheimnisvolles

Leiden quälte sie, und da sie 95 Jahre alt geworden war, durfte ich sie nicht allein lassen. Und außerdem war ich in Trauer. Letztes Jahr starb mein Sohn. Mein geliebter, einziger Nick. Im zwanzigsten Jahr seines Lebens. Ich konnte doch nicht auftreten und Gesichter schneiden, nur um gute Stimmung zu schaffen. Andererseits lockte das Abenteuer. Zum ersten Mal richtig nach Deutschland: ein Land, das mich elektrisiert. Weil ich es nicht kannte. Doch, ich kannte es – aber aus zweiter Hand. Aus der Malerei. Aus der Musik. Aus der Deutschstunde am Zürcher Gymnasium. Ich kannte es auch von jenem merkwürdigen Menschen, der uns in den dreißiger Jahren zu besuchen pflegte: Dr. Rittmeister, ein Psychiater an der Berliner Charité. Niemand wußte, wer er war. Nur eben, daß er verschlossen war, schweigsam und bekümmert. Er schämte sich, daß in seinem Land der Abschaum regierte. Daß im Namen Deutschlands unaussprechliche Dinge geschahen. Er sagte das nicht, doch jedesmal, wenn er bei uns vorbeikam, sprach er mit mir über seine Heimat, die er über alles zu lieben schien. Über Kant sprach er. Über Bach, Dürer und Heinrich Heine. Einmal setzte er sich an mein Klavier und spielte – ich glaube, es war das »Stabat mater« von Heinrich Schütz. Bei einer hintergründigen Dissonanz hielt er inne und flüsterte, *das* sei die Wahrheit. So sei es auch mit Deutschland. Es sei ebenfalls eine Dissonanz, die man stets mißversteht, weil man sie nicht richtig deutet. Ich erinnere mich an seine Worte, als wären sie gestern gesprochen worden. Dabei sind seither 50 Jahre verflossen. Rittmeister lebt

längst nicht mehr, doch mit seinem Namen ist eine unglaubliche Geschichte verknüpft. 1967 besuchte ich das ehemalige Konzentrationslager von Auschwitz, das heute ein Museum ist. Ein Mahnmal für die Überlebenden. Der Direktor zeigte mir einen Blechnapf, der kurz vorher in einem Erdloch gefunden worden war. Darin moderten Botschaften aus dem Jahre 1944. Eine davon war ein Liebesbrief, mit Blut und Tränen geschrieben. Von einer Frau. Einer Deutschen, die an jenem Tag in die Gaskammer ging. Der Liebesbrief war an einen Dr. Rittmeister gerichtet, Arzt an der Berliner Charité. Ich zuckte zusammen. Das konnte nur *er* sein. Ich schrieb an die Klinik und wollte mit ihm Kontakt aufnehmen. Über den wundersamen Liebesbrief wollte ich sprechen. Und über die Frau, die mit ihrer Leidenschaft in den Tod gegangen war. Auf meinen Brief bekam ich eine kurze Mitteilung: Dr. Rittmeister sei 1943 erschossen worden, und zwar als Mitglied einer militanten Widerstandsgruppe. – Die Nazis verziehen ihm nicht, daß er an Schütz, Hegel und Dürer glaubte. Sie brachten ihn um. Was wäre aus ihm geworden, wenn er überlebt hätte? Vielleicht hätten ihn seine Genossen umgebracht. Weil er ein demokratisches Deutschland ersehnte. Eines, das nicht nur so hieß, sondern so war.

Tag für Tag wurde mir klarer: Ich muß nach Deutschland fahren, ich muß es endlich kennenlernen. Meine Mutter war dagegen. Meine Lebensgefährtin dafür. Das sei eine einmalige Gelegenheit. Ich dürfe sie nicht verpassen. Wenn Rittmeister es so geliebt habe, müsse es liebenswert sein. Oder doch

nicht? Vielleicht würde ich feststellen, daß Deutschland und Dürer zwei verschiedene Dinge sind. Dürer ist seit über 400 Jahren tot. Er gehört der Menschheit. Deutschland ist Krupp, Thyssen und Mannesmann. Die Dichter und Denker liegen im Grab. Und übrigens: welche Deutschen würde ich kennenlernen? Wären sie repräsentativ? Kaum. Ich würde einer Elite begegnen. Leuten, die Bücher lesen, die sich von einem Titel wie »Nächstes Jahr in Jerusalem« nicht abschrecken ließen. Keinen Judenfeinden. Im Gegenteil. Wie ich so überlegte, entstand die Idee, ein Buch zu schreiben. Ein Tagebuch. Eine Sammlung von Nachtgedanken und wirren Aufzeichnungen. Über *meine* Entdeckung Deutschlands. Vielleicht würde ich dabei klüger werden. Mehr erfahren als das, was ich am Gymnasium gelernt hatte. Der Gedanke begeisterte mich. Ein Jude in Deutschland. Ein Opfer, das seine Häscher besucht. Mit lauernder Angst und einem Herz voll Hoffnung. Ich wollte Rittmeisters Deutschland kennenlernen.

Ich stecke voller Klischees, guter und böser. Doch gehöre ich nicht zu denen, die ihre Selbstverachtung durch Fremdenhaß kompensieren. Im Elternhaus bin ich zum Humanismus erzogen worden. Zum Glauben an das Gute im Menschen. Aber Glauben ist eines und Wissen etwas anderes. Ich wollte ein Buch schreiben, das als Liebeserklärung verstanden würde. An das wahre Deutschland. An Beethoven und Hölderlin. An jenes Land, das weder Hitler noch die alliierten Bomber ausradieren konnten. Aber in einem versteckten Winkel meiner Seele fürchtete ich, daß es

dieses Deutschland nicht mehr gibt. In jenen Tagen waren die Zeitungen voll mit Nachrichten über Terror und Gewalt. Vielleicht würde ich gar nicht zurückkommen. Mußte ich denn dieses Buch schreiben? Viel Wesentliches würde ich nicht entdecken können. Oder doch? Mein Verlag hatte mir geschrieben, daß 102 Buchhandlungen auf mich warteten. Tag für Tag eine andere Stadt. Was konnte ich da schon kennenlernen? Bestenfalls mich selbst. Meine Gedanken und meine Reaktionen. Und trotzdem. Vielleicht hätte es doch seinen Sinn. Ein Jude, der zur Loreley rudert – von ihr angezogen und abgestoßen zugleich. Würde er an ihrem Felsen zerschellen oder hinaufklettern, um sie zu küssen? Es interessierte mich immer mehr, diese Aufgabe anzunehmen – und ein Buch zu schreiben. Aber leider würde Zollinger es nicht lesen können, denn er liegt im Grab. Zollinger war mein Deutschlehrer. Er predigte sieben Jahre lang mit traniger Stimme und kullernden Froschaugen. Er verkündete die frohe Botschaft von Gryphius und Logau, als in Auschwitz bereits die Krematorien loderten. Kein Wort von der Schande. Kein Wort über den Unterschied zwischen Goethe und Goebels. Ich versuchte ihn zu provozieren, aber umsonst. Er war ein leidenschaftlicher Missionar und plagte seine Schüler mit Regeln der Syntax und langweiligen Vermustern. Ich hörte ihm sieben Jahre lang zu und wollte nur ein einziges Wort hören über das Deutschland Rittmeisters. Schließlich gab es einen Thomas Mann, einen Bertolt Brecht, eine Anna Seghers. Sie lebten noch, und nichts wäre passiert – ich meine: in

Zürich –, wenn Zollinger sie erwähnt hätte. Wenigstens in einem Nebensatz. Aber er erwähnte sie nicht, sie waren ja Unpersonen. Von den Nazis geächtet und verpönt. Was auf den Scheiterhaufen verbrannt wurde, gehörte nicht mehr zur deutschen Literatur. Wenigstens mußte ich das annehmen, denn Zollinger übergang die Geächteten . . . Ich wollte also zur Loreley fahren, doch war ich ihrer würdig? Auf die Frage, wer sie gedichtet hatte, sagte ich damals vorsichtig, theoretisch sei sie von Heine, praktisch aber ein deutsches Volkslied. Was heißt da »theoretisch« und »praktisch«? Ich wußte genau, daß Heine sie besungen hatte, mein geliebter Heinrich Heine, dieser deutsche Jude und jüdische Deutsche, den man damals nicht nennen durfte. Zollinger verbot mir – in der freien Schweiz – vor der Klasse, die berühmte »Disputation« aufzusagen. Ich beugte mich dem Verbot und rezitierte eine poetische Unverbindlichkeit. Trotzdem wurde ich um einen Punkt zurückversetzt, weil ich mich zur Unperson bekannt hatte. Es geschah mir recht, denn ich hatte mich geduckt. Theoretisch ja und praktisch nein. Verleugnet hatte ich ihn, noch bevor der Hahn gekräht hatte.

Ich fahre nicht nach Deutschland – sagte meine innere Stimme –, die Loreley würde mich verachten. Ich bleibe, wo ich bin. Und trotzdem juckte es mich, sie zu umarmen. Wie mochte sie wohl aussehen, die Jungfrau mit dem glitzernden Geschmeide und dem goldenen Haar? Man sagte mir, daß schon Zehntausende mein Buch gekauft hatten. Sie waren neugierig auf mich. Ich muß hinfahren – flüsterte meine

Stimme –, sie lockt mich auf ihren Felsen. Was sollte ich tun?

In Zürich gibt es einen jüdischen Kartenleger. Er ist klein, rund und glatzköpfig, und es heißt, er habe sich noch nie geirrt. Sein Deutsch sei schadhaft und sein Benehmen abweisend. Dennoch suchte ich ihn auf. Er öffnete die Tür einen Spalt breit, musterte mich vom Scheitel bis zum Fuß und ließ mich eintreten. Einen merkwürdigen Namen hat er: Chajm Schlapkin. Und so sieht er auch aus. Er deutete auf einen Sessel, und ich nahm Platz. Seine Stimme war dünn und voller Argwohn: »Nu?«

»Herr Schlapkin. Ich wurde eingeladen – wie soll ich das sagen –, nach Deutschland zu reisen.«

»Und?«

»102 Städte soll ich besuchen. 65 in diesem Jahr und 37 im nächsten ...«

»Was willst du von mir?«

»Ich weiß nicht, ob ich fahren soll.«

»Ich auch nicht.«

»Ich soll aus meinem Roman vorlesen, verstehen Sie ...«

»Was für ein Roman? Wie heißt er?«

»Nächstes Jahr in Jerusalem.«

»Dann fahr nach Jerusalem und nicht nach Deutschland!«

»Aber ich will ein Buch schreiben. Über Deutschland.«

»Bist du verrückt?«

»Warum soll ich verrückt sein, Herr Schlapkin?«

»Sie werden dich auffressen. Mit Haut und Haar.«

»Vielleicht werden sie sich freuen. Man kann nie wissen.«

»Zerhacken werden sie dich wie a Fisch.«

»Wer?«

»Die Deutschen, wenn du schlecht schreibst über sie.«

»Und wenn ich gut schreibe, Herr Schlapkin?«

»Dann zerhacken dich die Unseren.«

»Und? Was soll ich tun?«

Ich nehme an, daß der Kartenleger in seiner Seelenwanderung die verschiedensten Stufen durchschritten hat. Er soll einmal Apotheker gewesen sein. Vorher Rabbiner. In einem früheren Stadium sogar Wetterfrosch. Jetzt schaut er mich an wie ein Igel und blinzelt zum Fenster hinaus: »Mein Rat kostet hundert Franken. Wert ist er tausend. Höre auf mich! Bleib hier und schreibe kein Buch!«

»Ich will aber fahren, und das Buch muß ich schreiben. Es fragt sich nur, wie.«

»Das ist eine zweite Frage. Sie kostet noch einmal hundert Franken. Also paß auf! Wenn du nach Deutschland fährst ...«

»Ja?«

»Und ein Buch schreibst ...«

»Was dann?«

»Dann schreib weder gut noch schlecht.«

»Sondern, Herr Schlapkin?«

»Schreib die Wahrheit, aber ...«

»Was, Herr Schlapkin?«

»Auffressen werden sie dich trotzdem.«

Meine Reise beginnt in Zürich. Hier bin ich zu Hause. Der Flughafen ist walfischgrau. Er liegt außerhalb. Nicht in der Schweiz, scheint mir. International und bedrohlich. Die Türen gehen von selber auf, lautlos und gespenstisch. Hinter dem Glas stehen Uniformierte. Bis zu den Zähnen bewaffnet. Maschinenpistolen und eiserne Gesichter. Ghadafi hat wieder mal ein Flugzeug entführt. So steht es in allen Zeitungen; also muß es wahr sein. Jeder verdächtigt jeden, ein Terrorist zu sein. Wie man mich anschaut! Argwöhnisch und böse. Weil ich nicht aussehe wie die anderen. Wehe, wer hier nicht aussieht wie die anderen. Die Abflughalle wimmelt von Negern und Arabern. Potentielle Terroristen. Aus meiner Deutschlandtournee wird wohl nichts werden. Ich stelle mich an zur Gepäckkontrolle. Alle versuchen, ein unschuldiges Gesicht aufzusetzen. Die einen spielen auf grimmig. Sie werden abgetastet. Wer die Kiefer zusammenkneift, ist verdächtig. Die anderen mimen Gleichgültigkeit. Bekannter Kniff. Ebenfalls verdächtig. Doppelkontrolle. Ein Mädchen läßt einen Bubblegum platzen. Äußerst gefährlich. Sie wird beiseite gestoßen und muß sich ausziehen. Was soll nun ich machen? Ich spiele den biedereren Burschen und grüße mit vertrauensseliger Polterstimme. Nützt nichts. Ich werde abgeknetet. Der Polizist sucht zwischen meinen Schenkeln, findet aber nichts. Er schickt mich weiter. Jetzt bin ich drüben. Ich kann mich nicht freuen und habe Angst. Wie wird

das alles werden? Deutschland. Unbekannte Sphinx. »Denk' ich an Deutschland in der Nacht ...« Das hat Heine geschrieben. Vor mehr als 150 Jahren. Heute ist alles ganz anders. Vielleicht nicht. Wir fliegen los und werden gefüttert. Der Flug nach München dauert 50 Minuten. Warum stopfen sie uns den Mund voll? Das Zeug hat überhaupt keinen Geschmack. Konfitüre in Aluminiumfolie. Milch in Aluminiumfolie. Schinken und Semmeln und Gurken. Alles in Aluminiumfolie. Und schon sind wir in Deutschland. In der Hauptstadt des Freistaats Bayern. Ich habe noch den Mund voller Aluminiumfolie und werde aufgefordert, das Flugzeug zu verlassen. »Wir hoffen, daß Ihnen der Flug gefallen hat, und freuen uns, Sie bald wieder auf unserer Linie begrüßen zu dürfen.« Der Flug hat mir überhaupt nicht gefallen. Die Stimme der Stewardess geht mir auf die Nerven. Sie klingt wie eine sprechende Uhr. Ein Roboter. Eine Puppe aus dem Spielzeuggeschäft. Ich steige aus und werde weitergesteuert. Man wird willenlos auf diesen Flugplätzen. In den Flugzeugen erst recht. Man wird zum Kind degradiert und hat immer eine Nurse zu seiner Seite. Gleich fange ich an zu schreien.

Zeitungen werden verkauft. Fette Schlagzeilen: »Das Kreuz am Starnberger See in die Luft gesprengt«. Ich wußte, daß etwas in die Luft fliegen würde. Das mußte kommen bei so vielen Polizisten. Aber warum das Holzkreuz zu Ehren Ludwigs des Zweiten? Am Starnberger See soll der unglückliche König Selbstmord begangen haben. Gar nicht wahr, hat mein Großvater gesagt. Mein Großvater war Hoffotograf

bei ihm. Er sei ein Genie gewesen, und das hätten ihm die Bayern nicht verziehen. Ein Förderer der Künste. Der Freund Richard Wagners. Er war zu groß für die kleinen Leutchen, und darum haben sie ihn umgebracht. In den Fluten des Starnberger Sees. Mein Großvater senkte die Stimme, wenn er das erzählte, und manchmal hatte er eine Träne im Auge, wenn er vom König Ludwig sprach. Jetzt kommen sie und morden sein Andenken. Mein lieber Leo, das mußt du nicht mehr erleben. Gott sei Dank. Zweimal haben sie deinen König getötet, weil er so gut war. Ein menschlicher Monarch. Ein verdammter Intellektueller.

Noch heute sieht man die Spuren, die er hinterlassen hat. Breite Straßen. Imposante Fassaden. Prunkbauten von atemberaubender Schönheit und, mitten in der Stadt, den berühmten Englischen Garten. Der soll wohl eine Anspielung auf den Hyde Park sein. Auf der Speakers' Corner darf jeder auf einer Kiste stehen und sagen, die Königin sei eine Schlampe oder der Premierminister ein alter Bastard. In München ist das anders. Hier darf man schön unpolitisch sich die Hosen ausziehen und die Genitalien mit Sonnencreme einschmieren. Nacktheit statt Freiheit. Ich bewundere den Friedensengel, der aus reinem Gold sein soll. Man läßt sich den Frieden etwas kosten. Ich wohne in einem Hotel in der Fürstenstraße. Ich komme mir fürstlich vor und betrachte mich im Spiegel. Ich bin nicht mehr der Jüngste. 102 Städte soll ich besuchen. Stehe mir bei, du Goldengel aus dem Englischen Garten!

Gegenüber von meinem Hotel sehe ich die Literaturhandlung der Rachel Salamander. Sie sieht aus wie Paulette Goddard in Charlie Chaplins »Modern Times«. Sie empfängt mich mit einem blinzelnden Lächeln. Ein gutes Omen. In ihren Augen sehe ich ein kameradschaftliches Schalom . . . Ich nenne sie Schalomander. Hier werde ich lesen. Heute abend. Zum ersten Mal in Deutschland. Ich habe Lampenfieber. Rachel hat rotverstrubbeltes Haar und sommersprossige Haut. Hals- und Beinbruch, wünscht sie mir. Wir werden sehen.

Weder den Hals habe ich gebrochen noch das Bein. Statt der erwarteten 80 Personen kamen 150. Sie waren guter Laune und lachten viel. Aufmunternd blicken sie mich jetzt an und finden den Abend großartig. Mein Buch sogar hervorragend. Ein gewisser Herr H. teilt mir mit, er fahre jedes Jahr nach Israel. Ich sage, das sei vielleicht etwas übertrieben; doch er: In Jerusalem habe ich Freunde. Zum Beispiel die Familie Markus. Kennen Sie Herrn Markus? Leider nicht; kennt er mich? Auch nicht. Schade. Herr H. gesteht mir, daß er seit Jahren versuche, Hebräisch zu lernen. Er sei aber zu alt dafür: 55. Ich mache eine Überschlagsrechnung. Er ist 1931 zur Welt gekommen. Zu Beginn des Kriegs war er acht. Die Gnade der späten Geburt. Ein unbeschriebenes Blatt, und trotzdem will Herr H. Hebräisch lernen. Schuldgefühle? Was hat wohl sein Vater getrieben? Was sein Großvater? Ich will es nicht wissen. Er ist mir sympathisch. Zum Schluß sagt er, seine 15jährige Tochter habe keine Probleme mit der Sprache. Sie rede flie-

ßend hebräisch. Wozu, frage ich mich. Dann sagt Herr H. mit leiser Stimme, es sei mutig von mir, nach Deutschland zu kommen und hier öffentlich aufzutreten. Nach allem, was geschehen sei . . .

Ich erwache in München. Zum ersten Mal in Deutschland. Immer noch funkelndes Föhnwetter. Ich gehe zur Alten Pinakothek. Zu früh, sie ist noch geschlossen. Ich sitze auf der Treppe. Vor mir die Riesenskulptur Henry Moores. Ein Torsoweib mit gespreizten Schenkeln. Ein Marmorphallus zielt auf sie. Drumherum ein frühlingfrischer Rasen. Der sogenannte Skulpturenpark. Ein steinernes Ballett zwischen den Bäumen. Jetzt gehen die Tore auf. Ich erklimme jetzt das erste Stockwerk. Die deutschen Klassiker will ich sehen. Im Original. Hier will ich deutsche Physiognomie studieren. Wie sehen sie nur aus, die Germanen?

Ich bin auf der Suche nach dem deutschen Normalgesicht. Vielleicht werde ich dann besser verstehen, wo ich bin. Es gibt doch spanische Normalgesichter. Russische. Türkische. Warum soll es nicht deutsche Durchschnittsvisagen geben. Ich befrage die größten Spezialisten. Cranach, Altdorfer, Grünewald. Und dann den Meister aller Meister: Dürer. Sein »Bildnis eines jungen Mannes« aus dem Jahre 1500. Das erschütterndste Porträt, das ich je gesehen habe. Es versengt mich. In Flammen läßt es mich aufgehen. Mit diesem Bild beginnt die Neuzeit. Nicht mit der Entdeckung Amerikas. Nicht mit der Eroberung Konstantinopels. Mit diesem Porträt beginnt sie. Hier de-